

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Mannigfaltiges

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

konnte indeß nichts ausrichten, weil sich die Eltern auf's Leugnen legten und die Tochter, die es doch im Herzen treulich mit mir meinen mochte, ebenfalls zum Lügen verführten. Da ich an der letzteren vollends bemerkte, daß sie ihren Bräutigam gezwungener Weise nehmen müsse, so trieb mich die Eifersucht so weit, daß ich denselben Nachts vor der Hochzeit erstechen wollte. Allein Gott verhütete dieses Unglück, so daß ich ihn nur durch das dicke Bein stach, worauf ich mich auf die Flucht begab, und Vieles von meinem Handwerksgeräth zurückließ. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, alles mein Geld zu mir zu nehmen, und die besten Sachen meinem Advokaten in Verwahrung zu geben; denn der Rector, mein Pflegevater, war bereits vor einigen Wochen in hohem Alter gestorben. Der Advokat war so ehrlich, mir die Sachen auf der Post bis nach Braunschweig nachzuschicken, nebst der schriftlichen Ermahnung, daß ich

in Gottes Namen mein Glück in einer anderen Stadt suchen möchte, weil es im Vaterlande nicht zu blühen sondern ganz in Verfall gerathen zu sein schiene. Ich ging nachher nach Bremen, woselbst ich bei dem Meister, der mir vor etlichen Jahren sehr gewogen gewesen, eine junge, schöne und reiche Tochter wußte, die ich ihm abzuverdienen gedachte. Der schlaue Fuchs merkte meine Absicht gar wohl, stellte sich auch, so lange er mich nothwendig brauchte, sehr gefällig an, allein ehe ich mich dessen versah, wurde mir die Rachel entzogen, und einem Anderen gegeben, ich aber sollte auf die Lea warten. Dies verdross mich so sehr, daß ich noch denselben Tag Abschied nahm und nach Holland reiste, wo ich bald darauf so glücklich war, von dem Bevollmächtigten der Felsenburger zur Reise nach dieser glückseligen Insel beredet und angenommen zu werden."

## Mannigfaltiges.

### Neujahrsgruß eines englischen Volksblattes.

Das gelesenste englische Wochenblatt ist das Edinburgh Journal, das, von den Brüdern Chambers herausgegeben, den volksthümlichen Zwecken seiner Begründer alle Ehre macht und gegen 90,000 Abonnenten zählt. Wir benützen es bei angemessenen Gelegenheiten für das Familienbuch. Wer von der in Deutschland leider immer noch so gewöhnlichen Verachtung gegen das Publikum ausgeht, der wird gewiß denken, dieses Blatt müsse ungeheure Anstrengungen machen, um für Unterhaltung jeder Art zu sorgen, und an Skandal von der „vilantesten“ Sorte werde es nicht darin fehlen: denn wie wäre sonst an eine so ungeheure Theilnahme zu denken? Und doch treffen wir im Edinburgh Journal keine Spur von diesen Erfordernissen. In der Regel bringt jede Nummer eine Erzählung, meist mit nüchternen englischer Moral, aber lebendig aufgefaßt und dargestellt; den übrigen großen Raum füllen Abhandlungen gemeinnützigen Inhalts, so ernst, so ruhig, so ohne allen „Pfeffer“, daß zwanzig deutsche Buchhändler gegen einen rufen würden: das ist kein Artikel! damit ist nichts zu machen! ja, wer das Publikum nicht kennt! — Und doch hat das Blatt mit seinen langen, nachdenklichen Aufsätzen 90,000 Abonnenten. Sollten die englischen Leser von den Deutschen so verschieden sein, oder sollte man bei uns den Muth noch nicht gehabt haben, die Sache auf der rechten Seite anzugreifen?

Hören wir, wie sich die Herausgeber in ihrer Einleitung zum Neujahr, die sie „Einige Worte an unsre Leser“ betiteln, darüber vernehmen lassen.

Nachdem sie mit gerechtem Stolge den wachsenden Erfolg dieser und anderer Unternehmungen (darunter eine Encyclopädie zur Volksbelehrung, mit einem Absatz von 130,000 Exemplaren) geschildert und Briefe von Frauen angeführt, die ihnen erzählten, sie haben dieses Blatt als kleine Mädchen zu lesen angefangen, und jetzt sitzen Kinder auf ihrem Schoß, die es demnächst zu buchstabiren beginnen werden, — fahren sie fort:

„Freunde, mit denen wir gelegentlich von diesen Dingen reden, sagen oft zu uns: „Welch eine Macht habt ihr, Gutes oder Uebles zu thun!“ Es kann kein größeres Mißverständniß geben. Keine Rede von einer Macht, Uebles zu thun! Dies haben andre Verleger, und zwar in vollem Maße, zu erfahren gehabt. Zahllose Werke ähnlicher (nämlich populärer) Art sind vor das Volk getreten, haben aber, weil sie den niedrigeren Stufen der menschlichen Natur zu schmeicheln versuchten, ohne Ausnahme ihren Zweck verfehlt.

Wir haben stets erkannt, daß, was auch unsre eignen Gesinnungen sein möchten, wir nach dem Reinen, dem Erhebenden, Guten streben müssen, wenn wir wünschen, daß unsere Veröffentlichungen sich auf die Dauer bei dem Publikum halten sollen. Es ist eine gemeine Meinung bei den Gekleideten und Pflügenden, man müsse das Volk aufzuführen, fesseln, wie mit einem Kinde mit ihm reden, und je tiefer der Ton angeschlagen werde, je besser werde er den Leuten gefallen. Unsre Erfahrung lehrt das völlige Gegentheil. Wir haben jetzt und immer eine ungeheuchelte Achtung vor der Einsicht und Sittlichkeit des Volkes

gehabt. Wir glauben aufrichtig, daß höhere Gesinnungen im Allgemeinen kein Benehmen lenken, und daß gemeinere Seelen in allen ordentlichen Umständen machtlos sind. Wir haben deshalb trotz alles sophistischen Widerspruchs nie gezweifelt, daß wir mit dem ernstlichen Streben, richtige Belehrung und harmlose Unterhaltung zu geben, nur den Weg einschlagen, den schon ganz gewöhnliche Klugheit vorschreiben müßte. Unsere Veröffentlichungen haben nur darum einen so reichen Erfolg, weil sie sich auf die besseren Gesinnungen der Masse unsrer Landsleute berufen und Anklang bei ihnen finden."

So spricht der praktische Engländer, der sich nicht leicht phantastischen Meinungen hingibt. Wenn es in Deutschland zu ähnlichen Erfolgen kommen sollte, so müßte zuerst die Ueberzeugung, die er ausspricht, allgemein werden, nämlich, daß die Presse — versteht sich, in Zeiten ruhiger Entwicklung, wie die eben jetzige — eine Macht ist, welche nur Gutes wirken kann, und daß sie in dem Augenblick wo sie zu schaden sucht, machtlos wird, das heißt mit anderen Worten, man müßte zuerst auf den gesunden Sinn des Volks vertrauen lernen. Eher ist auf keine Blüthe echt volkstümlicher Schriften zu hoffen. So lange wir aber unter dem immer noch herrschenden Mißverständnis leiden, so lang ist alle unfre Mühe und Arbeit anzuschlagen wie das Thun des Mannes der mit einem Siebe Wasser schöpft.

#### Die Menschen vor und nach dem Essen.

Mit allerlei weit ausgeholten Forschungen suchen wir oft die Seelenzustände der Menschen zu erklären und übersehen oft die nächsten Ursachen.

Das Leben vieler Menschen ist oft nichts als eine Mosaik von Stimmungen. Aus der Ferne betrachtet, erscheint es uns als ganzes, einheitliches Bild; in der Nähe ins Auge gefaßt, sehen wir die Einzelstücke, die neben einander gelegt sind.

Ohne den ganzen Seelenzustand aus physischen Grundlagen und augenblicklichen Dispositionen erklären zu wollen (denn das hieße die Ewigkeit und Unabhängigkeit der Menschenseele aufheben) können wir doch unser Augenmerk auch bisweilen auf weniger beachtete äussere Veranlassungen richten.

Manche Leute, die im Allgemeinen liebenswürdig sind, geben den sich Morgens unmittelbar nach dem Aufstehen, mürrisch, abstoßend und gereizt; Andere sind es, wenn sie schläfrig werden; häufig aber werden Viele, je tiefer es in die Nacht hineingeht, um so aufgeregter, mittheilsamer und unbefangener. Menschen, die einsam zu leben gewohnt sind, werden des Morgens leicht durch irgend eine Störung, ja durch die kleinste Veranlassung ärgerlich.

Am unmittelbarsten treten aber die Stimmungen vieler hervor, unmittelbar vor und nach dem Essen. Vor dem Essen ärgern sich viele Menschen gar leicht über sich selber und Andere. Der Hunger bringt eine gewisse Unruhe in den Menschen, ja sogar eine gewisse Unfreundlichkeit; man gesteht sich nicht gerne, daß der Hunger die Ursache ist. Der Phlegmatische wird heftig, der Ruhige ungeduldig, der Wohlthätige oft hart, der Freundliche barsch, wenn etwas ungeschickter Weise zwischen ihn und die dampfende Schüssel tritt. Diese Viertelstunde vor zwölf oder vor ein Uhr ist der reizbarste Punkt des Tageslebens. Hat es die Gattin versäumt, zur bestimmten festgesetzten Stunde das Essen in Bereitschaft zu halten, vermag sie oft durch keine Freundlichkeit und Zuverlässigkeit das Gemüth des Mannes, der von der

Berksbank, von der Kanzlei zc. zc. nach Hause gefehrt ist, zu erhellen; er hört nur halb auf Alles was ihm gesagt wird und lauscht sehnsüchtig nach dem Klappern von Messer und Gabel. Die Kinder, die ihm ihre Schulzeugnisse vorlegen wollen, vertröstet er nach Tisch, auf jene glückselige Zeit, da die gestörte Harmonie wieder hergestellt ist.

Das ist die dunkle Seite des Gemäldes. Anders wird es nach dem Essen, da sind fast alle Menschen in guter Gemüthsstimmung. Natürlich auch, denn je heftiger eine Pein war, desto größer ist das Vergnügen von ihr befreit zu sein, und wenn die gierigen Mahnungen des Appetits befriedigt sind, so üben nicht nur die guten Eigenschaften wieder ihre Gewalt über das Menschengeflecht, sondern die schlechten verbergen sogar ihre unscheinlich gewordenen Häupter. Die Chinesen glauben, daß die Gefühle und die geistigen Fähigkeiten ihren Sitz im Magen haben, und wahrhaftig, wenn man die vollständige, moralische Umwandlung betrachtet, die unmittelbar auf das Essen folgt, so verliert jene Behauptung die Hälfte ihrer Abgeschmacktheit. Will man Leute beschreiben die gegessen haben, so braucht man nur, um die Umwälzung die nach dem wichtigen Geschäfte stattfindet, ins rechte Licht zu stellen, die Eigenthümlichkeiten derer anzuführen, die noch nicht gegessen haben. Dem Verzweifelnden blühen neue Hoffnungen; der Festige wird geduldig; der Schwermüthige lächelt heiter; der Knauer theilt Armen Almosen mit und der Menschenfeind wird ein artiger Gesellschafter. Nach dem Essen nimmt man sogar Unglücksnachrichten leichter auf, als zu irgend einer andern Zeit. Ich kannte einen Mann, dem die üble Botschaft: er habe einige tausend Gulden verloren, gerade nach dem Mittagmahle zukam, wo er sie ohne einen Seufzer aufnahm; wäre sie in seiner vormahlzeitlichen Erregbarkeit angelangt, ich wüßte nicht, welcher traurigen, nachtheiligen Eindruck sie auf ihn gemacht haben würde, denn er hatte gerade an demselben Tag den heftigsten Jorh über die Nachlässigkeit der Dienerschaft geäußert, weil das Mahl erst fünf und eine halbe Minute nach der bestimmten Zeit angesagt worden war!

Außer dem, daß schon die innern Eigenschaften diejenigen, welche gegessen, und die, welche nicht gegessen haben, in zwei ganz verschiedene Klassen absondern, gibt es auch äußerliche, sichtbare Zeichen, durch welche man sie unterscheiden und erkennen kann. Da seht einmal den Mann, der aus dem Comptoir, aus der Kanzlei mit allen Anzeichen der größten Hast nach Hause rennt — er hat noch nicht zu Mittag gegessen — und dem zum Unglück ein Bekannter in den Weg rennt und mit ihm plaudern will! Wie er sich hin und her wendet, nicht weiß wie er entkommen soll, und ärgerlich wird! Vielleicht will er gar über Geschäfte mit ihm sprechen, ihn um Etwas bitten; nun wahrhaftig, da wird der arme Bittsteller schlimm angehen. Wer in aller Welt wird auch einen Hungerigen um eine Gefälligkeit ersuchen, oder gar sein Interesse für eine wichtige Sache anregen wollen! Wie kann man in solcher Gemüthsstimmung sich bei derartigen Gegenständen zuvorkommend zeigen. Ja, wenn man ihm irgend ein pikantes Tagesgeschwätz erzählt, z. B. daß Baron J. wegen Schulden verklagt sei, und man nun auf einmal wisse, durch welche Mittel er ein so großes Haus gemacht — so Etwas läßt sich hören. Die allgemeine Redensart „vom Wetter“ wird schon weniger beifällig aufgenommen; da schaut der Hungerige verdrießlich nach allen vier Weltgegenden, und findet, daß wir den Westwind noch lange nicht verlieren werden, folglich noch lange kein schönes Wetter zu hoffen haben. Natürlich führt dies auch auf die Lage des Landes, worüber er ganz im Klaren ist, es wird ein Fehlsahr geben, der

Pauperismus wird überhand nehmen, Hungernoth und Mismuth von allen Ecken und Enden drohen und die Mittel zur Abhülfe sich immer schwerer finden lassen. Gleichsam um seine Behauptung zu bekräftigen, schleicht ein Bettler daher und bittet um eine kleine Unterstützung — „Scheer er sich zum T — oder ich rufe die Polizei!“ antwortet der reiche hungrige Kosmopolit auf das Flehen des Armen.

Kommt der Herr endlich bei seiner Hausthüre an, so reißt er an der Glocke, daß es durch das ganze Haus dröhnt und schmettert, und die Mägde der Küche in eine erschreckliche Thätigkeit versetzt. „Ist das Essen fertig?“ ruft er dem öfFnenden Dienstmädchen entgegen, und die antwortet auf alle Gefahr hin: „Ja Herr!“ rennt aber, was sie kann, sogleich zur Jungfer Köchin und beschwört sie, ihre Lüge zur Wahrheit zu machen. Der kleinste Lärm der Kinder in ihrer entlegenen Kinderstube ärgert ihn, und und seine Gattin, welche ihm einen, von ihm gewünschten Einkauf zeigt, entsetzt er durch die heftigen Worte: Wie hast Du solch geschmackloses Zeug kaufen können! So wie der Minutenzeiger der Zwölf sich nähert, beginnt er mit der Gattin eine vorläufige Abhandlung über die Vortheile der Pünktlichkeit, welche bei jeder Sekunde nach dem Glockenschlage ernsthafter wird und endlich zu der Heftigkeit des Vorwurfs sich erhebt; da — glücklicher Augenblick — trägt man die Suppe auf! Jetzt bekommt Alles ein anderes Aussehen bei dem Hausherrn, er ist wie umgewandelt. Zwanzig Minuten reichen hin um ihn zu dem Manne zu machen.

Jetzt wollen wir ihn ein wenig betrachten nachdem er gegessen hat! wie er so behaglich in seinem Lehnstuhl liegt und in allen seinen Mienen die vollkommenste Zufriedenheit ausdrückt. Sonderbar! Die vorher so harte Stimme ist nun auf einmal weich und sanft! und seht nur, wie er, der vorher so kurze, mürrische Antworten gab, so zärtlich und liebevoll spricht! die Cigarre dampft süßig und läßt ihn in seligen Wolken schweben und athmen. Er kneift seinem Aeltesten die Wangen, der ein gutes Zeugniß aus der Schule gebracht, und verspricht ihm ein Eichhörnchen und mast ihm aus, wie dessen Käfig sein soll. Die Stunde nach dem Essen wird deshalb von vielen klugen Frauen als diejenige gewählt, wo sie ihre Bitten dem Regenten des kleinen Hauskönigthums ans Herz oder zu Füßen legen, allein die prächtige Regel sollte zum Ruh und Frommen des häuslichen Friedens viel bekannter und geehrter sein. Die Stunde nach dem Essen, das ist die „Schmeichelsunde.“ Kommt ein Freund um diese Zeit, dann darf er nicht wieder weg; anstatt daß man ihn vorher in's Pfefferland gewünscht hätte, muß er jetzt ein Stündchen dableiben. Bald zeigt es sich, daß des Hausherrn Wetterausichten sich bedeutend geändert haben; der Ostwind weht und es gibt einen herrlichen Tag. Auch der Zustand des Landes ist nicht mehr so schlimm und die unheilverkündenden Ausichten verschwinden eine um die andere; es ist nirgends etwas Beunruhigendes, denn die Noth der Arbeiter ist nur Folge einer augenblicklichen Arbeitslosigkeit und einzelner Fälle der Bedrückung durch Fabrikbesitzer. Die Nachahmungen in andern Theilen Deutschlands sind noch weniger zu fürchten; übrigens wird ja von Vereinen aller Art, durch Concerte und Liebhabertheater Hülf geleistet. — Jetzt ist der rechte Augenblick um Unterschriften zu wohlthätigen Zwecken, Beitritt zu Suppen-Anstalten, und Beiseure zu Holz- und Decken-Verabreichung zu verlangen und zu erhalten. Aber nicht allein solche hoffnungsvolle Menschen- und Vaterlandsiebe erfüllt die Brust des glücklichen Mannes, der ein gutes Mittagmahl eingenommen, sondern auch seine eigenen Angelegenheiten erscheinen ihm nun in einem schönern Lichte als zu irgend einer andern Tageszeit. Er

baut Luftschlösser, freut sich über die stets günstigeren Fortschritte in seinen Verhältnissen, und fragt freundlich seine Frau, ob sie lieber Fische oder Schimmel oder Rappen hätte, wenn sie je in den Stand kämen sich welche anzuschaffen? Er beräth sich auch mit seinem Freund über die beste Art erparter Kapitalien anzulegen, und fragt zugleich, ob es wahr sei, daß das große Gut in der Nachbarschaft verkauft werden solle; wenn es zur Versteigerung käme, bemerkt er, würde er auch dabei sein. Kurz, nach dem Mittagessen scheinen alle Dinge mit dem Rosenroth der Freude und der Hoffnung übergoßen, oder, deutlicher gesprochen, das Essen ist das moralische Medium durch welches wir die Gegenstände unsrer Wünsche ansehen.

Das sind also die entgegengesetzten Wirkungen, die vor und nach dem Essen oft in demselben Menschen sich zeigen. Wir wollen nun auch den Gegenstand von einem größern, mehr allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachten. Des Menschen Gedanken und Gefühle hängen größtentheils von den Eindrücken, die er erhält, ab, und er ist hoffnungs- oder verzweiflungsvoll, je nachdem diese Eindrücke angenehm oder peinlich sind; und wer kann läugnen, daß sie nach gestilltem Hunger freundlicher sind, als wenn dieser ungefüme Mahner mit unaufhörlichem Verlangen unser Inneres quält? Es gibt zweifelsohne auch Ausnahmen von dieser Regel, denn ich habe schon von Feinschmeckern gehört, die voll Begier nach Appetit sind, um ihn befriedigen zu können, und erst dann in Unmuth gerathen, wenn sie nicht noch mehr essen können. Doch das sind glücklicherweise wenige und unnatürliche Ausnahmen. Die Natur mahnt uns durch unsere erschöpften Kräfte, wenn wir der Nahrung bedürfen, und straft uns durch Schmerzen, wenn wir ihr nicht gehorchen — oft nicht können! — oder erfüllt uns mit Vergnügen wenn wir ihren Befehlen nachkommen. Ich bleibe dabei, es ist, in der Natur der Männer wenigstens, eine allgemeine Regel: vor dem Essen mürrisch und auffahrend; nach demselben, freundlich und gefällig. Da habe ich nun wahrhaftig einen Grundsatz aufgestellt, der für die Bittsteller und Günstlinge von unendlicher Wichtigkeit wird. Wie Mancher hat vielleicht schon sein Glück verscherzt, weil er denjenigen, der ihm dazu hätte verhelfen können, vor dem Essen anstatt nach demselben um seine Gunst anging! Ein etwas „äppiger“ Student in Würzburg, den wir genau zu kennen die Ehre haben, ist so von der Wahrheit dieser goldenen Regel überzeugt, daß er stets die Episteln an seinen Vater um einigen Kassa-Zuschuß zu der Stunde auf die Post gibt, wo er weiß, daß sie dann bei ihrer Ankunft den alten Herrn gerade nach seinem Mittagsschlafchen treffen. Die Sammler zu öffentlichen, wohlthätigen Zwecken machen schon längst ihre Ansprache auf die erweichten Herzen, beim Nachtsch eines Festessens.

Tausend Beispiele könnte ich noch anführen, um es zu beweisen, daß die Fluth des Glücks und der Freigebigkeit nach dem Essen ihren höchsten Stand erreicht hat. Ach, wie traurig ist die Ebbe vorher! Da beginnen Zänke und Prozesse; erzürnte Väter stoßen fehlende Söhne ohne einen Kreuzer in die Welt hinaus. Darum glücklich die, die jenen wohligen Moment erblicken, da man in friedlichem Behagen die Welt erschaut. Glücklich die Zeit in der es vielen Menschen vergönnt ist, sich dieses Wohlgefühl anzueignen.

## Djezzar Pascha und das Credo der Christen.

Zu St. Jean d'Acres lebte ein christlicher Kaufmann mit seinem Sohn in einem Hause, der Vater oben, der Sohn unten. Das Haus lag dicht an der See; die untern Gemächer waren also natürlich feucht und ungesund. Nun wollte der Sohn heirathen, und erbat sich von dem Vater als eine große Günst, er möchte auf etwa vierzehn Tage die Wohnung mit ihm vertauschen, damit er bei seiner jungen Frau Ehre einlege. Der Vater that ihm den Gefallen höchst bereitwillig. Aber die vierzehn Tage gingen herum und der Sohn zeigte keine Lust, den alten Mann wieder in seine Wohnung einzusetzen. Am Ende begann seine Gesundheit zu leiden und er warf dem Sohn seinen Mangel an Treu' und Glauben vor. Dieser entschuldigte sich, er habe bis jetzt seine Frau nicht dazu bringen können, die lustigen, angenehmen Gemächer aufzugeben, und bat den Vater, nur noch vierzehn Tage Geduld zu haben, bis die Hitterwochen vollends vorüber wären. Auch dies ließ sich der Alte gefallen, und obgleich sich sein körperliches Befinden von Tag zu Tag verschlechterte, so wartete er dennoch ganz geduldig, bis der Termin abgelaufen war. Als er aber seinen gerechten Anspruch erneuerte, hatte der Sohn die Stirne, gerade heraus zu sagen, er fühle nicht die geringste Lust seine bequeme Wohnung aufzugeben, und unter sagte dem Vater mit allerlei Drohungen, er solle ihm nicht länger beschwerlich sein. Der alte Mann mußte nachgeben, und war hierüber sehr betrübt.

Dies erfuhr Djezzar, der bekannte Schlächter, der beständig genau wußte was in der Stadt vorging. Theils hatte er überall seine Spione, theils liebte er es, gleich den alten Kalifen verkleidet auf Abenteuer auszugehen. Als bald ließ er den jungen Menschen durch seine Wachen holen. Zitternd stand dieser vor dem strengen, erbarmungslosen Blick des Pascha, der auf dem Divan saß, umgeben von seinen Wachen und Schergen, deren jeder auf einen Wink bereit war, den Scimitar zu ziehen und dem Schuldigen den Kopf vom Rumpfe fliegen zu lassen. Djezzar redete ihn an mit einer Stimme, die an Furchtbarkeit ihres Gleichen nicht hatte und mehr dem Brüllen des Löwen als einem menschlichen Tone glich. Er donnerte seinen Namen und fragte welcher Religion er sei. Der junge Mann war stumm vor Schrecken, und brachte kein Wort heraus. Endlich stammelte er, er sei ein Christ, und dachte schon, dies seien die letzten Worte, die er in seinem Leben gesprochen haben werde.

Ein Christ bist du? versetzte der Pascha. Laß sehen. Mach' einmal das Zeichen der Christen.

Der junge Mann bekreuzte sich.

Nun, so sag' auch deutlich die Worte dazu, die zu diesem Zeichen gehören.

Bismil ab u leben u kroukh alkaddus! (im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes) schrie der junge Mann, halb todt vor Angst, und wiederholte das Zeichen des Kreuzes, wobei, wie bekannt, der Finger zuerst nach dem Kopfe, dann nach dem Herzen und hierauf nach den beiden Schultern gerichtet ist.

Es scheint also, sagte der Pascha, dein Glaube lehrt dich, daß der Vater oben an gehört. Fort, du Balg von Gottlosigkeit, und laß mich hören, daß du deine Glaubensregeln erfüllst, wenn du den Kopf auf den Schultern behalten willst.

Niemand wird zweifeln, daß der Vater nicht lange auf den Wohnungsaustausch zu warten hatte.

## Das Malbrou-Lied.

Ein französischer Gelehrter, Herr J. Génin, hat Untersuchungen über das bekannte Volkslied „Malbrou s'en va-t-en guerre“ angestellt, dessen Weise auch in Deutschland, wie nicht minder in Spanien, in Aegypten und im ganzen Orient vielverbreitet ist. Die Geschichte des Liedes in Frankreich — oder vielmehr dasjenige, was man für dessen ganze Geschichte bisher hielt — ist ziemlich bekannt: Im Jahre 1763 nämlich trat die Königin Marie Antoinette gerade in das Zimmer des jungen Dauphins, als dessen Amme, Madame Poitrine, dem Kleinen ein Wiegenlied vorsang, das eben nichts Anderes als das Malbrou-Lied war. Dieses gefiel der muskliebenden Königin so sehr, daß sie es behielt und in ihren vertrauteren Kreisen vortrug, so daß es bald Mode ward und sich vom Hofe in das Volk verbreitete. Alles sang und trug sich damals à la Malbrou, und weil der Name des englischen Feldherrn, Herzogs von Marlborough, in der französischen Aussprache beinahe so klingt wie Malbrou, so nahm man diesen für den Helden des Liedes und dichtete zu seiner Verspottung noch einige Verse hinzu, auf welche Weise sich der Sieger von Blenheim und Malplaquet mehr als sechzig Jahre nach seinem Tode ganz unerwarteter Weise in dem Munde alles französischen Volkes fand. Woher war jedoch Madame Poitrine zu diesem Liede gekommen? Dies ist die Frage, mit deren Lösung sich Herr Génin beschäftigt, und zwar sucht er zunächst nachzuweisen, daß die Melodie und zum Theil auch die Worte des Malbrou-Liedes in Frankreich schon vor Jahrhunderten gesungen wurden. Das Spottlied nämlich, das die Hugonotten im Jahre 1563 auf den Tod des Herzogs von Guise sangen, trägt schon die Weise des Malbrou und ist mit denselben Ausfällen und schlechten Wigen ausgestattet, doch auch das Hugonottenlied gibt sich schon als bloße Nachahmung zu erkennen und deutet auf einen noch älteren Ursprung, den Herr Génin bis in die Zeit des heiligen Ludwig's hinaufreichen läßt. Diese Hypothese stützt sich übrigens auf eine, wie Herr G. versichert, vielverbreitete Volksfage, die auch Herr von Chateaubriand als beachtenswerth ansieht. Die Soldaten des heiligen Ludwig sollen die Melodie nämlich auf ihren Kreuzzügen von den Arabern gehört haben, und zwar soll es ursprünglich ein Klagehied der Sarazenen nach der Schlacht an der Massura gewesen sein. Mit den französischen Kriegern seien damals (1269) auch die des Königs Jaime I. von Arragonien nach dem heiligen Lande gezogen, und daher lasse es sich auch erklären, daß das Lied in Spanien eben so alt und verbreitet sei als in Frankreich. In Spanien lautete der Anfang des Liedes Mambrou oder Mambrou se fué à la guerra, wobei sich Herr Génin auch auf den Verfasser des deutschen Buches „Zwei Jahre unter den Mohren“ beruft. Mambrou aber erscheint Herrn G. nichts Anderes als das altfranzösische membru, womit ein Kriegsheld im Allgemeinen bezeichnet worden. \*) Das Wort Mambrou habe sich auf den Lippen der von der spanisch-französischen Gränze nach Paris gekommenen Madame Poitrine in den Namen Malbrou verwandelt, und so finde sich denn seitdem der alte englische Tory mit einer noch viel älteren arabischen Melodie verflochten, durch welche er ohne sein Verschulden in dem Munde des französischen Volkes unsterblich geworden sei.

\*) Li grans barnages est encontre venus:

Mille de Puille et Harnaüs li membrus.

(Gerard de Viane, s. 318.)

## Verschiedenes.

Baron S. schreibt mir, er könne mir Euch mit gutem Gewissen als einen treuen und ehrlichen Burschen empfehlen, sagte Baron M. zu einem Manne, der in seine Dienste treten wollte. — Ich will mich nicht loben, erwiderte dieser, aber ich hoffe, Ew. Gnaden werden mit mir zufrieden sein. Nur einen Fehler muß ich bekennen: ich bin dem Wein nicht feind, und da kann ich nicht immer ganz für mich stehen. — Das heißt gesprochen wie ein Biederermann, sagte der Baron ihn auf die Schulter klopfend: diese Offenherzigkeit gefällt mir. Im Uebrigen bin ich ihm auch nicht feind. Wißt Ihr was? wir wollen einen Vertrag schließen: Ihr tretet in meine Dienste, unter der Bedingung, daß Ihr Euch niemals am gleichen Abend betrinkt, wo ich — Ihr versteht mich schon. Der Diener verbeugte sich, und damit war der Pact richtig.

Nach einem Vierteljahr ließ sich der Diener, der die Zufriedenheit des ganzen Hauses besaß, bei dem Baron melden: Gnädiger Herr, mit großem Bedauern komme ich, den Dienst aufzukündigen. — Warum, Louis? was habt Ihr bei mir zu klagen? — Alles in Ordnung, gnädiger Herr, aber die Bedingung ist mein Tod. Ich habe versprochen, den Abend, wo Ew. Gnaden einen Paarbeutel angeknallt hätten, trocken zu bleiben, aber Ew. Gnaden haben mich in diesen hundert Tagen auch nicht ein einziges Mal ein Gläschen über Durst nehmen lassen, und das halt' ich nicht aus, das ist mir zu streng.

Der Baron, der nur zu gut wußte, daß der Diener, wenn er treulich Wort hielt, lauter nüchterne Abende gehabt hatte, brach in ein lustiges Gelächter aus, ließ ein paar Flaschen Wein holen und änderte, da ihm Louis unentbehrlich geworden war, den Vertrag zu seinen Gunsten ab.

Zweierlei Arten von Communismus machen gegenwärtig ihren Weg durch die Welt. Die eine ist die falsche Lehre, welche auf den so richtigen Grundlagen des Evangeliums und der christlichen Gleichheit aufgebaut, aus Mißverständnis die geheime Quelle alles Lebens und aller Bewegung in der Welt, den individuellen Unterschied, zu zerstören sucht. Die andere liegt unausgesprochen und gleichsam instinktmäßig wirkend im Gang der Ereignisse selbst, und der Grundsatz, nach welchem unsere neuere sociale Entwicklung vor sich geht, ist so richtig, so wohlthätig, daß er auch nirgends auf den Widerspruch stößt, den die communistische Lehre erregte. Die große Erregungsschaft unsrer heutigen Bestrebungen liegt in der Erkenntniß, welche jetzt überall, ohne Furcht zu verbreiten, öffentlich ausgesprochen wird, daß nämlich eine Masse von Arbeit vorhanden sein muß, an welcher jeder Theil zu nehmen berechtigt ist, daß jedem so viel Arbeit gegeben werden muß, um seine Bedürfnisse davon bestreiten zu können, und daß Arbeit dem Arbeitslustigen nicht versagt werden kann noch darf. Man sieht, wenn dieses System durchgeführt wird, so kann es keine unschuldigen Armen mehr geben, sondern höchstens Müßiggänger. Den schöpferischen Köpfen aber, den sogenannten Genies, bleibt ihr geistiger Kampfplatz unbenommen, ihnen fällt die Auffindung neuer Arbeitswege zu.

An der socialen Ausgleichung haben die Eisenbahnen keinen geringen Antheil. Wie viel Humanität liegt z. B. darin, daß jetzt auch der Kermere schöne Gegenden besuchen und Reisen machen kann, welche früher nur dem Reichen, dem Vornehmen ver-

gönnt waren. Dieß macht die Köpfe freier und heiterer und die Bildung allgemeiner, indem es zugleich die schroffen Rangunterschiede verwischt, wofür wir als Beispiel nur die „dritte Wagenklasse“ anzuführen brauchen.

Laß dich über die Menschen nicht durch ihre eigenen Reden täuschen. Sie machen sich nicht nur besser, sie machen sich gelegentlich auch schlechter als sie wirklich sind. Dieß kommt von dem Hang zum Großthun, der in allen liegt. Mancher läßt sich z. B. in einer gereizten Stunde hinreißen, eine verwegene, schlimme, gefährliche Lebensphilosophie aufzustellen, und wenn du ihm nun glaubst, ihn nach seinem selbstbekannten Systeme beurtheilst, so kann es geschehen, daß du oft lange Zeit mit ihm auf einem falschen Fuße lebst, bis du endlich entdeckst, daß er gar nicht mehr an jene Reden denkt, daß er damals nur eine vorübergehende Verstimmung ausgesprochen hat.

Warum sollten wir den Frauen nichts verdanken wollen, da wir ihnen doch das Leben verdanken?

Wer kein Gemüth hat, der hat auch keine Phantasie, denn die echte Phantasie ist nichts andres als das beständige Bestreben des Gemüths, sich eine Welt zu seiner Entfaltung zu schaffen.

Paracelsus sagt von der Weisheit, die auch in dem Narren sei, daß sie „herfürbreche wie ein Licht durch ein Horn scheint, dunkel und trüb, oder ein Licht das in einem Nebel steht.“

Manche berühmte Schriftsteller halten es wie der Zweifler auf der Hochzeit zu Kana: nachdem sie vom bessern Geschenk haben, so bringen sie, wenn das Publikum trunken ist, den geringeren; gewöhnlich erhalten sie für jenen schlechte Belohnung, für diesen unmäßige.

Bei den meisten Zwistigkeiten ist der Fehler auf beiden Seiten. Man kann einen solchen Ausbruch einem Feuerfunken vergleichen: soll er hervorgebracht werden, so ist Stahl und Stein vonnöthen. Einzeln mögen diese mit Holz zusammenschlagen, so oft es beliebt — die Collision wird niemals Feuer geben.

Eine Frau, welche den Pfarrer von dem Opfer Abraham's hatte predigen hören, sagte beim Herausgehen aus der Kirche: So etwas würde Gott von einer Mutter gewiß nicht verlangt haben.

Ein alter Herr unterhielt sich in seinen einsamen Stunden mit Klavierspielen; er spielte aber nichts von Noten, sondern phantasierte nur. Dieser Umstand nöthigte ihn, alle paar Jahre ein neues Klavier zu kaufen, weil ihm auf dem alten nichts mehr einfiel.

Landesbibliothek  
Karlsruhe